

Ethik als Praxis

Kommentar zum Hauptbeitrag von Rahel Jaeggi

Einführung

[1] ›Immanente Kritik‹ ist ein Schlüsselkonzept in dem interessanten Text von Rahel Jaeggi. Es wäre für ein zu verfassendes Korreferat schon aus diesem Grund angemessen, gewissermaßen in diesem Sinne eine (text-)immanente Kritik zu den Überlegungen der Autorin zu verfassen. Dies fällt mir – durchaus im Gegensatz zu sonstigen Gewohnheiten – schwer. Und der Grund dafür ist relativ einfach: Die Überschneidungen zwischen den Überlegungen von Rahel Jaeggi und eines von mir (z.B. vgl. Beschorner 2013) und einigen Kollegen (insbesondere Reinhard Pfriem, Matthias Kettner und Marc Hübscher) verfolgten Forschungsprogramms unter der Bezeichnung ›Kulturalistische Wirtschaftsethik‹ sind denkbar groß. Insofern ist es vielleicht verständlich und nachvollziehbar, dass die folgenden Ausführungen eher der Versuch einer konstruktiven Weiterführung der Gedanken von Rahel Jaeggi sind denn eine eigentliche Kritik.

[2] Im Folgenden will ich in einem ersten Schritt einige ausgewählte Aspekte einer »Ökonomie als soziale Praxis« beleuchten, indem ich fragen will: *Was ist das Ökonomische?* Ich werde dann versuchen, der Gerinnung von Handlungen in verfestigte Formen (Jaeggis »Aggregatzustände« [22]), also Prozessen der Institutionalisierung über die Begriffe *Normalisierung*, *Norm*, *Normalität* und *Normativität* näher auf die Spur zu kommen. In einer kritischen Würdigung der *normativen Konsequenzen* aus der Jaeggi'schen Praxistheorie diskutiere ich einige (unnötige) funktionalistische Engführungen durch die Autorin und plädiere dann für eine Erweiterung des Ansatzes hin zu einer »Ethik als Praxis«.

Was ist das Ökonomische?

[3] Rahel Jaeggi veranschaulicht über einen praxistheoretischen Zugang aus meiner Sicht sehr überzeugend, dass eine ökonomische Praxis im Kern nichts anderes ist als andere Praxen: ein Set oder ein Ensemble von Handlungspraxen in einem bestimmten sozialen (z.B. ökonomischen) Kontext, das stets eine Interpretationsleistung des handelnden Akteurs bedarf, die u.a. über ›geronnene‹ Handlungen als Institutionen möglich werden.

* Prof. Dr. Thomas Beschorner, Institut für Wirtschaftsethik/Universität St. Gallen, Girtannerstr. 8, CH-9010 St. Gallen, Tel.: +41-(0)71-2243143, E-Mail: thomas.beschorner@unisg.ch, Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts- und Unternehmensethik, Handlungs- und Institutionen- und Kulturtheorien.

[4] Dabei richtet Professor Jaeggi ihr Augenmerk auf ausgewählte Pfeiler ökonomischer Praxen, die sie wie folgt beschreibt: »Fassen wir den Bereich des Ökonomischen, grob gesagt, als etwas auf, in dem es um die Befriedigung gesellschaftlicher Reproduktionsbedürfnisse, also der Produktion und Verteilung von Gütern und Dienstleistungen geht, dann lassen sich die Elemente, die hier eine Rolle spielen – Eigentum (vgl. [27], [28]), Markt bzw. Tausch (vgl. [29]), und Arbeit (vgl. [30]), um nur einige zu nennen –, leicht als Konfigurationen sozialer Praktiken und Institutionen auffassen« ([25]).

[5] Ich möchte zwei Beobachtungen zu dieser Passage und der dann zugrunde gelegten Argumentation teilen: *Erstens* betrifft das ›grob Gesagte‹ eine besondere Form des Ökonomischen, nämlich das Ökonomische in einem marktwirtschaftlichen System.

[6] *Zweitens* und im Vergleich zum ersten Punkt wesentlicher: Es könnte aus einer kulturtheoretischen Perspektive, wie sie Jaeggi verfolgt, leicht gefragt werden, ob diese Standard-Trias des ökonomischen Mainstreams wirklich die Kernelemente des Ökonomischen darstellt. Geht es heute (wenigstens in der westlichen Welt) an zentraler Stelle noch um »die Befriedigung gesellschaftlicher Reproduktionsbedürfnisse, also der Produktion und Verteilung von Gütern und Dienstleistungen« (ebd.)? Ja, das sagen die Ökonomen, und sie sagen auch, dass es in der Ökonomie immer um knappe Güter geht.

[7] Ich denke, ein interpretativ-angelegter praxistheoretischer Zugang könnte hier recht leicht weitergehen und beispielsweise die den Waren anhaftenden Bedeutungen herausstellen (die im Übrigen nicht knapp, sondern unendlich sind), Akteurs-Figurationen und Institutionalisierungsprozesse in (organisationalen) Feldern (der Feldbegriff scheint mir gut ausbaufähig) betrachten oder die Relevanz von Objekten jenseits von Eigentumsfragen (vgl. [27]) in sozialen Praxen betonen (ein Thema, das noch stärker kommen wird, man denke hier insbesondere an die Entwicklungen in der Robotik), um nur drei Beispiele zu nennen. Zusammenfassend: Dass Eigentum, Tauschprozesse und Arbeit wichtige ökonomische Dimensionen sind, ist unbestritten. Ökonomische Praxis reduziert sich darauf jedoch nicht.

Normalisierung, Norm, Normalität und Normativität

[8] Rahel Jaeggi geht es in ihrem Text nicht nur um soziale Praxen, wie der Beitragstitel vermuten lässt, sondern im Kern um soziale Lebensformen, die sie als ein »träges Set, Ensemble oder Bündel sozialer Praktiken« ([22]) charakterisiert. Damit führt sie, wenn man so will, das ein, was z.B. bei Weber ›Ordnungen‹, bei Giddens ›Struktur‹ heißt und heute üblicherweise als Institutionen bezeichnet wird: Lebensformen »sind Ensembles sozialer Praktiken, da sie eine Vielzahl von Praktiken enthalten, die zwar aufeinander bezogen sind, aber gerade nicht als umfassend integrierte und in sich geschlossene Ganzheiten existieren. Sie sind zu einem gewissen Grad träge, insofern sie ›sedimentierte Elemente‹ enthalten, also Bestandteile von Praktiken, die nicht immer veränderbar, transparent oder explizit

sind. Das bedeutet, dass die jeweiligen Praktiken unterschiedliche Aggregatzustände zwischen flüssig und fest annehmen können« (ebd.).

[9] An diesen Überlegungen ist aus meiner Sicht, *erstens*, interessant, dass Lebensformen zwar Institutionen beinhalten, sich aber nicht auf diese beschränken. *Zweitens* erscheint mir der Hinweis auf die unterschiedlichen »Aggregatzustände zwischen flüssig und fest« (ebd.) wichtig, weil dadurch ein Stück weit der Dualismus von Handlung und Institution aufgebrochen wird. Es gibt nicht die flüssige Handlung hier und die verfestigte Institution dort, sondern unterschiedliche Grade von Institutionalisiertheit. Pamela Tolbert und Lynne Zucker (1996) haben einen ähnlichen Vorschlag im Rahmen der Institutionentheorie gemacht und unterscheiden hier zum einen habitualisierte, objektivierte und sedimentierte Formen einer *Institutionalisiertheit*. Zum anderen und wesentlicher plädieren die beiden Autorinnen dafür, den *Prozess* der *Institutionalisierung* in den Blick zu nehmen.

[10] Marc Hübscher und ich (vgl. Beschorner/Hübscher 2017) haben diese einfache Idee mit den Begriffen Normalisierung, Norm, Normalität und Normativität umschrieben: Etwas normalisiert sich (über Habitualisierungen, geteilte Wahrnehmungshorizonte etc.), woraus sich Normen bilden können, die zur Verstetigung der Normalisierung beitragen und zur (sedimentierten) Normalität werden (›taken-for-granted‹). Normativität steckt in allen drei anderen ›Ns‹, sie wird jedoch mit steigender Normalität zunehmend unsichtbar – ohne, dass sie damit jedoch verschwindet. Wir sehen sie schlichtweg nicht mehr.

[11] Wenn Rahel Jaeggi völlig zutreffen ausführt, dass Lebensformen (wie soziale Praxen) mit zunehmenden Verfestigungen »nicht immer deliberativ zugänglich oder auch nur Gegenstand von Reflexionen« ([22]) sind, so könnte man durchaus noch einen Schritt weitergehen und formulieren: Inwieweit Deliberationen und ethische Reflexionen möglich sind, bestimmt sich in Abhängigkeit von der (wahrgenommenen) Normalität; oder technisch ausgedrückt, vom Grad der Institutionalisiertheit bestimmter Lebensformen. Im Falle ›starker‹, sedimentierter Normalität ist Normativität gewissermaßen festgefroren, um Jaeggis Metapher der Aggregatzustände aufzugreifen.

[12] Wenn dem so ist, wären daraus einige wichtige Konsequenzen zu ziehen, die ebenso einfach formuliert wie schwierig umsetzbar sind:

[13] Wollen wir ethisches Handeln praktisch stärken, so scheint es ratsam, *erstens*, den Blick auf die Bedingungen der Möglichkeiten von De-Institutionalisierungsprozessen zu richten. *Zweitens* müssen diese in der Regel mit der Institutionalisierung neuer Ideen einhergehen bzw. umgedreht betrifft die Institutionalisierung des Neuen immer auch die De-Institutionalisierung vorhandener Praktiken (ähnliches deutet sich bei Jaeggi in Absatz [46] an). *Drittens*, die Legitimierung neuer Praktiken und die De-Legitimierung des Alten ist bei einem Prozess der Erneuerung von wichtiger Bedeutung. *Viertens*, die dazu notwendigen Argumente können funktionaler und/oder moralischer Natur sein (das Alte ist dysfunktional, das Neue funktioniert besser; gerechter/moralischer wäre es so). *Fünftens*, konkrete institutionelle Settings, insbesondere wenn sie stark gefestigt sind, werden durch normative ›Ideen‹ (Webers ›Weichensteller‹) oder ›Ideologie‹ gestützt und

kanalisiert, denn sie »konstituieren unseren Weltbezug und damit den Deutungshorizont, in dem wir uns und die gesellschaftlichen Verhältnisse verstehen und die Art und Weise, in der wir uns in diesen bewegen« (Jaeggi 2009: 269). Will man einen radikalen und nicht nur graduellen Wandel einleiten, so scheint eine Ideologiekritik eine der vordersten Aufgaben.

Normative Konsequenzen aus der Jaeggi'schen Praxistheorie

[14] Es gelingt Rahel Jaeggi meines Erachtens sehr gut, die den ökonomischen Praxen inhärente Normativität zu plausibilisieren (vgl. [36]). Dies führt in der Konsequenz zu einer Kritik an der Unterscheidung von System und Lebenswelt (vgl. [37]); ähnlich habe ich mit Blick auf die ›Integrative Wirtschaftsethik‹ von Peter Ulrich argumentiert und diese kritisiert (vgl. Beschorner 2015: 72ff.).

[15] Die weiteren normativen Konsequenzen der Autorin überzeugen mich nur mäßig. Zum einen erscheint es mir so, dass Jaeggi ihren Ansatz (unnötigerweise) funktionalistisch eng führt. Darauf jedenfalls deuten verschiedene Formulierungen, wie »welche Praktiken wofür unerlässlich sind oder welche Praktiken voneinander abhängig sind« ([40]), »gewisse funktionale Abhängigkeiten, aber auch losere oder wechselseitige Verbindungen« (ebd.) oder »oben angedeutete() normativ-funktionale() Kriterien« ([49]).

[16] Zum anderen, und mit der funktionalistischen Argumentation zusammenhängend, erscheint mir das präsentierte Meta-Kriterium der Kritik nicht wirklich stichhaltig: »An einer sozialen Ordnung, die auf eine bestimmte Ethik angewiesen ist, diese aber zugleich verschleiert und als ›neutral‹ verallgemeinert, scheint etwas falsch zu sein«, formuliert Rahel Jaeggi (ebd.). Das mag sein, aber ist dieses Kriterium hinreichend? Oder anders formuliert: Bedeutet dies im Umkehrschluss, dass eine soziale Ordnung, in der eine Ethik nicht verschleiert und als wertbeladen charakterisiert wird, richtig ist? Ich denke nein.

[17] Ich meine diese Formulierung nicht spitzfindig, sondern in hinweisgebender Absicht. Mir scheint es in der Tat so, dass die meisten Ökonomen die Ökonomie als irgendwie etwas technisch ›Neutrales‹ sehen, ebenso wie sie ihre eigenen Tätigkeiten als rein positive Analysen betrachten. Es gibt aber auch diejenigen Ökonomen, die die Wertbehaftetheit der Wirtschaft im Sinne Jaeggis so oder ähnlich anerkennen würden, um eine kapitalistische Wirtschaftsweise im zweiten Schritt ethisch-normativ zu rechtfertigen. Das machen manche Wirtschaftsethiker und -ethikerinnen, und es ist zugegebenermaßen prinzipiell besser als die rein technischen Scheuklappen vieler Kolleginnen und Kollegen. Aber auch daran kann etwas falsch sein, ja es kann sogar noch ›falscher‹ sein, nämlich dann, wenn es sich um das gebetsmühlenartige Wiederholen der immerwährend gleichen Argumente handelt. Ideologiepflege statt Argumentieren ist in den ökonomischen Wissenschaften und auch in der Wirtschaftsethik eine durchaus zu beobachtende soziale Praxis.

Ethik als Praxis

[18] Rahel Jaeggi formuliert in ihrem Beitrag sehr klar, um was es ihr in normativer Hinsicht *nicht* geht. Es geht ihr nämlich »nicht darum, den Kapitalismus einer Kritik zu unterziehen, die ihren Maßstab aus einer Theorie des guten Lebens bezieht« ([48]). Sie will hingegen eine Kapitalismuskritik entwickeln, »die den Kapitalismus als eine in gewisser Hinsicht irrationale Sozialordnung ins Visier nimmt« (ebd.).

[19] Meine Vermutung ist, dass dieses Vorhaben eine Vielzahl von Kommentatorinnen und Kommentatoren in diesem *Journal* irritieren oder gar provozieren wird. Und es würde mich nicht überraschen, wenn in dieser Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik von verschiedenen Seiten die Frage nach den normativ-ethischen Maßstäben für die Bewertung einer ›irrationalen Sozialordnung‹, die Jaeggi ins Visier nehmen will, ihrerseits ins Visier genommen wird. Es dürften dann Hinweise zur Notwendigkeit eines überempirischen moralischen Standpunktes folgen, gerne mit dem Verweis auf Kant und Konsorten. Ich meine mit Jaeggi (2014: 282), dass die »Maßstabsfrage als solche schon falsch gestellt ist.«

[20] Ich will, wie vermutlich auch Rahel Jaeggi, Kant in ewigen Frieden in Königsberg ruhen lassen und stattdessen die Forschungsstrategie der Autorin einer immanenten Kritik stärken. Nach meiner Beobachtung gibt es innerhalb der normativen Ethik im Allgemeinen und in der Wirtschaftsethik im Besonderen einen favorisierten Kritikmodus, der zweistufig gestrickt ist. In einem ersten Schritt werden wohlbegründete ethische Prinzipien (in Lehnstühlen, die standen und stehen in Königsberg, Boston oder Frankfurt) entwickelt, mit denen dann die Praxis kritisiert und konfrontiert wird, verbunden mit der Hoffnung, dass die ethischen Prinzipien praktisch wirksam werden, also von den Menschen als Handlungsmaxime in ihrem Alltagshandeln herangezogen werden. Um die Menschen wenigstens irgendwie zu erreichen, gibt es eine Reihe von Gedankenexperimenten, die jeder und jede mal durchdenken sollte, um auf den moralisch rechten Pfad zu kommen. Manchmal hilft das ja auch.

[21] Eine immanente Kritik im Sinne Jaeggis oder eine immanente normative Ethik würde anders verfahren, indem sie ›von Innen‹ her arbeitet, nicht transzendental-philosophisch, nicht transzendental-pragmatisch, sondern pragmatisch, ggf. auch pragmatisch-transzendierend, wenn man das so sagen kann. Hier bildet nicht ein wohlbegründetes ethisches Prinzip den Ausgangspunkt einer Ethik, sondern die soziale Praxis mit ihrer stets immanenten Normativität.

[22] Ich meine, dass die potentielle Wirksamkeit einer solchen forschungsstrategischen Ausrichtung bzw. Umstellung in weiten Teil der Ethik und der Wirtschaftsethik systematisch unterschätzt wird. Es mag sein, und es ist durchaus wahrscheinlich, dass derartige praxeologisch-orientierte ethische Zugänge mit nur vergleichsweise minimalen ethischen Orientierungen aufwarten können. In der Tat geht es m.E. hier um ein ›besseres Leben‹ und eine ›bessere Gesellschaft‹ und nicht um die Idee eines ›guten Lebens‹, einer ›guten Gesellschaft‹ (vgl. Beschorner/Kettner 2018). Dafür – und das ist eine wichtige Stärke – sind diese Orientierungen von Beginn an in der Praxis verankert und können in diesen wirken. In einer

Entwicklungsperspektive und durch Praxis-Experimente (statt Gedanken-Experimente) sind sie damit möglicherweise viel wirkungsvoller in der Lage, soziale Praxen in ethischer Hinsicht zu verändern, als dies für traditionelle Ethiken möglich erscheint.

[23] Ein wesentlicher Zugriff einer ›Ethik als Praxis‹ könnte über einen einfachen Sachverhalt erfolgen, den ich hier nur andeuten kann (vgl. dazu u.a. Beschorner/Hübscher 2017): Menschen geben sich gegenseitig Handlungsgründe, sie rechtfertigen sich *anderen gegenüber* für bestimmte Entscheidungen – retro wie prospektiv. Eine solche Rechtfertigung ist nicht (nur) ein »Sich-Rechenschaft-Gebens über das eigene Tun und Erkennen« (Jaeggi 2014: 283), sondern besonders sozialer Natur. Es gibt also ein bestimmtes Set sozialer Praxen, bei denen Menschen (und Organisationen) faktische Begründungen leisten und ein Teilbereich davon sind wiederum faktische *ethische Begründungen*. Wenn moralische Begründungen eine *soziale Praxis* des »Gebens und Verlangens von Gründen« (Brandom 2001: 244) ist, dann sind wir nicht mehr weit von einem faktischen Modus des Deliberierens entfernt (Forst 2007 geht bekanntlich in diese Richtung).

[24] Mein Eindruck bei der Lektüre des vorliegenden Textes und einiger anderer Beiträge der Autorin ist, dass die Fokussierung auf Praxen einerseits und Normen/Werte andererseits das Momentum des schon immer (mal mehr, mal weniger) ethischen Arbeitens (z.B. im Form des Deliberierens) in und an sozialen Praxen ein Stück weit in den Hintergrund rückt. Ethik (und nicht nur Moral) ist aber immer schon auch soziale Praxis.

[25] Es könnte daher beispielsweise interessant sein zu fragen: Was charakterisiert eine (ethische) Begründungspraxis? Wie können wir verschiedene (ethische) Begründungen differenzieren? Welche institutionellen Kontexte, welche Lebensformen begünstigen eine vergleichsweise stärkere bzw. bessere (ethische) Begründung? Welche normativen Hinweise können daraus in und aus der Praxis resultieren?

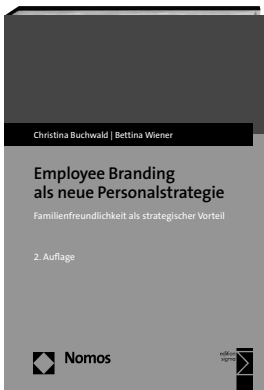
[26] Nach meinem Eindruck ist Rahel Jaeggis praxistheoretischer Vorschlag und das Forschungsprogramm einer immanenten Kritik für derartige Fragen offen, sie würde bei einer Erweiterung hin zu einer Ethik als Praxis dem Funktionalismusvorwurf entgegentreten können und zugleich das Kritikpotential ihres klugen Ansatzes erweitern.

Literaturverzeichnis

- Beschorner, T. (2013): Kulturalistische Wirtschaftsethik: Grundzüge einer Theorie der Anwendung, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik, Jg. 14/H. 3, 346–372.
- Beschorner, T. (2015): Kulturalistische und Integrative Wirtschaftsethik. Zur Notwendigkeit einer Theorie der Anwendung, in: Beschorner, T./Ulrich, P./Wettstein, F. (Hrsg.): St. Galler Wirtschaftsethik. Programmatik, Positionen, Perspektiven, Marburg: Metropolis, 69–106.
- Beschorner, T./Hübscher, M. (2017): Quellen der Normativität. Erkundungen einer kulturalistischen (Wirtschafts-)Ethik, in: Forschungsgruppe Unternehmen und gesellschaftliche Organisation (FUGO) (Hrsg.): Unternehmen der Gesellschaft: Interdisziplinäre Beiträge zu einer kritischen Theorie des Unternehmens, Marburg: Metropolis, 337–362.

- Beschorner, T./Kettner, M. (2018): Kulturalistische (Wirtschafts-)Ethik. Ein konzeptueller Rahmen, in: Beschorner, T./Sindermann, D. (Hrsg.): *Wirtschaft ist Kultur*, Marburg: Metropolis, im Erscheinen.
- Brandom, R. B. (2001): *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Forst, R. (2007): *Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jaeggi, R. (2009): Was ist Ideologiekritik? In: Jaeggi, R./Wesche, T. (Hrsg.): *Was ist Kritik?* Frankfurt/Main: Suhrkamp, 266–295.
- Jaeggi, R. (2014): *Kritik von Lebensformen*, Berlin: Suhrkamp.
- Tolbert, P. S./Zucker, L. G. (1996): The Institutionalization of Institutional Theory, in: Clegg, S. R./Hardy, C./Nord, W. R. (Eds.): *Handbook of Organizational Studies*, London: Sage, 175–189.

Familienfreundlichkeit in Unternehmen



Edition Sigma

Employee Branding als neue Personalstrategie

Familienfreundlichkeit als strategischer Vorteil

Von Christina Buchwald und Bettina Wiener

2. Auflage 2018, 81 S., brosch., 22,- €

ISBN 978-3-8487-4731-3

eISBN 978-3-8452-8997-7

nomos-shop.de/37660

Wollen Unternehmen in den Blick von Führungskräftenachwuchs kommen, sollten sie neue Lebensprioritäten der Jungakademiker beachten. Der Band, der nunmehr in 2. Auflage vorliegt, beleuchtet neue Lebensprioritäten von Studenten und Absolventen der Chemie und Pharmazie. Für die jungen Menschen stehen Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Privatleben an erster Stelle.



Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter:
www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos